

Sex und Gender

Moraltheologische Überlegungen zur kritischen Funktion einer Unterscheidung

„Gender matters, indeed; yet gender also does not matter.“

(Margaret A. Farley, *Just Love*, New York/London 2006, 156) Stephan Goertz

Die Unterscheidung zwischen Sex und Gender ist von der Unterscheidung zwischen den Geschlechtern zu unterscheiden. Beide Unterscheidungen zu beobachten und nach ihrer jeweiligen individuellen und gesellschaftlichen Relevanz zu fragen, ist Gegenstand der Gender Studies als „Wissenschaft von der Geschlechterunterscheidung“ (*Stefan Hirschauer*). Dabei wird nicht eine Antwort gesucht auf die Frage, was Männer oder Frauen sind, sondern wie und in welchem Maße Gesellschaften mit der Unterscheidung der Geschlechter operieren – oder auch nicht (vgl. *Pasero/Weinbach*). Da gerade Religionen, die eine Schöpfungstheologie kennen, der Geschlechterunterscheidung eine besondere Bedeutung beimessen, sind auch sie Gegenstand der Gender Studies geworden. Als normativ abstinente Disziplin ist die Geschlechterforschung dabei erst einmal nicht an der Begründung von ethischen Kriterien interessiert, die zwischen Varianten der Geschlechterunterscheidung zu unterscheiden erlauben. Sie kann verschiedene Moralen des Geschlechterverhältnisses beobachten und in diesem Sinne eine deskriptive Gender-Ethik betreiben, aber der Schritt zu normativen Aussagen und zur Kritik an gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen verlangt nach genuin ethischen Begründungen.

GENDER ALS NEUES FEINDBILD

Wenn im Folgenden die Unterscheidung zwischen Sex und Gender im Mittelpunkt steht, dann deshalb, weil mir scheint, dass im Kontext des katholischen Christentums die anthropologische Frage nach dem Geschlecht in der Differenz zwischen Sex und Gender von grundlegender Bedeutung ist für die vielen ethischen und kirchenpolitischen Kontroversen um die Kategorie Gender, die nach der treffenden Einschätzung von Alexander Foitzik den Eindruck erwecken, als habe Gender bei manchen Katholiken „den Kommunismus als ideologisches Feindbild der siebziger und achtziger Jahre abgelöst“ (*Foitzik*, 273). Der katholische Disput um die Art der Unterscheidung zwischen Sex und Gender ist als Disput um eine den Herausforderungen der Moderne gewachsene theologische Anthropologie zu begreifen. Letztlich geht es um den Spielraum

Stephan Goertz

Dr. theol., Promotion (1998) und Habilitation (2003) an der Universität Münster im Fach Moraltheologie; nach einer Professur an der Universität des Saarlandes (2004–2010) seit 2010 Professor für Moraltheologie an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz.

einer sittlich selbstbestimmten Lebensführung unter der Existenzbedingung der Differenz zwischen Sex und Gender.

DENNOCH SEX UND GENDER

Für eine moraltheologische Reflexion äußerst brauchbare Bestimmungen zur Unterscheidung zwischen Sex und Gender verdanken wir der Moralphilosophin Herta Nagl-Docekal. Entgegen den Versuchen, die Unterscheidung von Sex und Gender durch das ad-acta-Legen von Sex auszuhebeln oder aber die Kategorie Gender als tauglichen Begriff in Frage zu stellen, plädiert Nagl-Docekal für die Beibehaltung der Sex/Gender-Differenz. Denn dadurch wird es möglich, die sozialen Ordnungen des Geschlechterverhältnisses als moralische, also in Entwürfen menschlicher Freiheit und eben nicht in Imperativen natürlicher Determinanten wurzelnde Ordnungen zu begreifen. Moralische Vorstellungen von einem Leben als Frau oder als Mann bleiben unterbestimmt, wenn sie lediglich auf biologisch-leibliche Phänomene und Differenzen abheben. Sex von Gender zu unterscheiden lässt Entwürfe des Verhältnisses zwischen den Geschlechtern als kontingente Entwürfe erkennen. Die Sex/Gender-Differenz nicht aufzugeben bedeutet zunächst, an der Differenz zwischen weiblichen und männlichen Körpern festzuhalten, also an der – nicht zu leugnenden – Zweigeschlechtlichkeit der menschlichen Natur. Die biologische Tatsache der zweigeschlechtlich-sexuellen Reproduktion des Menschen hat evolutionsgeschichtlich differente „männliche“ und „weibliche“ Strategien hervorgebracht. Das natürliche Geschlecht ist nach Auskunft von Evolutionsbiologen aber keine eindeutige Kategorie,

weil es einen „äußerst komplexen Entwicklungspfad vom Geschlechtschromosom zur Geschlechtsidentität“ (Johow/Voland, 13) zu beachten gilt. Obwohl fester Bestandteil der menschlichen Natur und deshalb nicht konstruiert, legen Menschen von Natur aus Geschlecht in kulturellen Kontexten unterschiedlich aus. Die Unterscheidung zwischen Sex und Gender ist Teil der alten Debatte um das Verhältnis von Natur und Kultur, von Anlage und Umwelt. Heutige Modelle gehen dabei weniger von additiven als von synergetischen Relationen aus. Anthropologisch gewendet würde das heißen, das menschliche Leben vollzieht sich unter je bestimmten unbeliebigen Bedingungen, über die wir nicht frei verfügen können und die doch zugleich in je unterschiedlichen Freiheitsgraden Gegenstand des Handelns bleiben. „Ohne die Frage, wie mit bestimmten Gegebenheiten handelnd umgegangen werden soll, gäbe es keine Normen“ (Nagl-Docekal, 59). Wir Menschen haben, so hat es Hegel ausgedrückt, eine *zweite Natur*. Sex wird daher zwar von uns nicht hervorgebracht, aber die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht (Sex) legt uns nicht auf eine konkrete Art und Weise der handelnden Bezugnahme fest. Menschen entwickeln unterschiedliche Moralen, die auf körperliche Differenzen Bezug nehmen und auf diese zurückwirken. „Indem wir unsere Körper gestalten, setzen wir sie zugleich als gegeben voraus“ (Nagl-Docekal, 66). Der menschliche Körper kann daher als eine praktische Wirklichkeit bezeichnet werden. Seine Gestaltung variiert individuell, historisch und gesellschaftlich. Die Sex/Gender-Differenz ist Ausdruck der spezifisch menschlichen Existenzweise eines zur Moral befähigten Wesens, sie ist Ausdruck der Freiheit des Menschen, in ein Verhältnis zu sich selbst treten zu können, ja zu müssen.

NATUR UND MORAL

Die moralische Ordnung des menschlichen Zusammenlebens ist von den Naturbedingungen des Menschseins zu unterscheiden. Eine unmittelbare natürliche Bestimmung des Lebens hinter dem Rücken der Freiheit, wie unterschiedlich ihr Spielraum auch ausfallen mag, wäre keine menschliche Lebensform. Wenn es also um die moralischen Fragen des Geschlechterverhältnisses geht, kann die sinnvolle Frage nur lauten, nach welchen ethischen Prinzipien dieses zu gestalten ist. Selbst die Vorstellung, das Leben als Mann oder als Frau *solle* naturgemäß sein, bringt zum Ausdruck, dass menschliches Leben eben nicht naturgemäß präreflexiv geführt werden *kann*. Jeder Rekurs auf das Natürliche in moralischer Absicht ist normativ und wirft die Frage auf, warum denn und auf welche konkrete Weise das Natürliche zum Maßstab des Handelns werden soll.

Die Sex/Gender-Differenz hat damit die kritische Funktion, die Kontingenz der konkreten Geschlechterverhältnisse sichtbar zu machen. Die Geschlechtsidentität und das Geschlechterverhältnis sind nicht unmittelbar „von Natur aus“ gegeben und auch nicht moralisch zwingend „von Natur aus“ vorgegeben, sondern Ergebnis rekonstruierbarer historischer Entwicklungen.

REFLEXIVITÄT UND FREIHEIT

Gender ist nicht unmittelbar abhängig von Sex. Diese „kategoriale Trennung [...] ermöglicht die nötige neue Choreographie der Geschlechterbeziehung“ (*Ammicht-Quinn*, 570). Neu soll diese Beziehung sein, weil Naturalisierungen von Geschlecht früher wie heute zu Entwürfen sozialer

Ordnungen geführt haben, die in der Regel Frauen und sexuellen Minderheiten Handlungsmöglichkeiten verwehrt haben, die heterosexuelle Männer für sich wie selbstverständlich reklamiert haben. Das Natürliche wurde damit zum Kriterium der Anerkennung des Anderen als gleichberechtigtes moralisches Subjekt. Sobald reflexiv durchschaut worden ist, wie das Natürliche in normativer Absicht ins Spiel gebracht wird von denjenigen, die sich auf diese Weise die vorderen Plätze im sozialen Raum reservieren wollen, hat der Hinweis auf das Natürliche seine moralische und politische Unschuld endgültig verloren. Nicht ohne Grund ist mit der Aufklärung das in dieser Hinsicht nicht eindeutige Naturrecht in das Menschenrecht transformiert worden. Denn mit dem Hinweis auf die unterlegene Natur der Frau oder auch die pervertierte Natur sexueller Minderheiten sind immer wieder menschenrechtliche Unterschiede legitimiert worden. Es geht um die Rechte von Frauen, von Transsexuellen, von Intersexuellen, von Schwulen und Lesben. Die körperliche Anatomie, die Geschlechtsidentität und die sexuelle Orientierung sollen in dem Sinne irrelevant sein, dass sie die Inanspruchnahme allgemeiner Rechte des Menschen nicht verhindern und der Verschiedenheit der Lebensführung die Anerkennung nicht verweigern (vgl. *Butler*). Nicht zuletzt die sexuelle Selbstbestimmung ist als Aspekt der zu garantierenden Entfaltung der individuellen Persönlichkeit zu garantieren. Frauen sollen nicht auf „natürliche Weise“ Frauen sein müssen, Männer nicht Männer, und sexuelle Minderheiten nicht den Normen „natürlicher“ Geschlechtsidentität und Heterosexualität unterworfen werden. Mit dieser Wendung offenbart sich die Sex/Gender-Differenz endgültig als politisches Projekt und als Moment eines Kulturkampfes um

die Bedingungen eines anerkennungswürdigen *way of life*. Es geht um tiefgreifende Auseinandersetzungen um Ehe und Familie, um Erziehung, um Recht und Politik und um Religion (vgl. *Forster*). Bei aller möglichen „Abseitigkeit und Skurrilität“ (*Foitzik, 273*), die es immer wieder gibt, wenn Menschen in einer offenen Gesellschaft über Geschlecht und das Geschlechterverhältnis nachdenken und neue Wege ausprobieren, bleibt die Sex/Gender-Differenz grundsätzlich Ausdruck eines modernen Zuwachses an Reflexivität und Autonomie. Die Kritik an Verdinglichungen von Geschlecht aufzugeben, hat einen hohen Preis, den vor allem die zu bezahlen haben, deren Handlungsmöglichkeiten beschnitten werden, weil sie von dem abweichen, was „von Natur aus“ vorgegeben scheint. So als wären die Vorstellungen von der Art und Weise, wie wir individuell und gemeinsam leben wollen, nicht auf moralischem Wege, das heißt in der Instanz von Autonomie, sondern auf dem unmittelbaren Wege der Anerkennung natürlicher Vorgegebenheiten zu bestimmen.

SEX UND GENDER – EINE MORAL-THEOLOGISCHE LEERSTELLE?

Wie wird nun die Unterscheidung zwischen Sex und Gender moraltheologisch zur Geltung gebracht? Sehr lange und in weiten Bereichen, so ist zunächst zu konstatieren, gar nicht. Geschuldet ist die verbreitete Ignoranz gegenüber den Gender Studies sicher zum einen der nachwirkenden Tradition einer naturrechtlichen Denkform im Katholizismus, der die Selbstbestimmungsansprüche der Moderne als Anmaßung menschlicher Autonomie gelten. Zum anderen schien eine von Klerikern betriebene Moral-

theologie nicht willens gewesen zu sein, die womöglich zu kirchenpolitischer Selbstkritik führende Reflexion des Verhältnisses zwischen Sex und Gender anzugehen. So erstaunt es nicht, dass es bis heute vor allem feministische Autorinnen sind, die die Debatte um Sex und Gender in die Moraltheologie hineinbringen. Und da sich diese wiederum mit dem politischen Projekt der Emanzipation von Frauen (und Männern) solidarisieren und sich dem auch rechtlich bedeutsamen „Respekt vor der (gleichen) Würde und der Anerkennung der Differenz, das heißt der Individualität einer jeden Person“ (*Haker, 24*) verpflichtet wissen, kommt es zu Kollisionen mit dem normativen Modell des Geschlechterverhältnisses, wie es in lehramtlichen Dokumenten tradiert und in Reaktion auf die genannten Umbrüche der Ordnung der Geschlechter verteidigt wird.

GESCHLECHTERIDEALE

Das in Texten des römischen Lehramtes zu findende Geschlechterideal hat eine einfache Struktur (vgl. *Rieger-Goertz*). Da Gott am Anfang den Menschen als Mann und Frau geschaffen hat (Gen 1,27), ist das Frausein und das Mannsein eine uns vorgegebene gottgewollte Realität, die schon in der Heiligen Schrift auf den Zweck der Fortpflanzung hin ausgerichtet ist. Das Natürliche gilt als das nicht vom Menschen Gemachte, welches in sich eine moralische Botschaft enthält. Dem natürlichen Geschlecht (Sex) ist in der sexuellen Identität, Orientierung und Praxis so zu entsprechen, dass dabei der ontologischen und psychischen Komplementarität zwischen Mann und Frau Rechnung getragen wird. Von daher gibt es im ei-

gentlichen Sinne keine Transsexualität, denn diese betrifft „nur“ die phänotypische Ebene. Und es kann auch keine Anerkennung von Homosexualität als Normvariante sexueller Orientierung geben, da Homosexualität die Komplementarität der Geschlechter verfehlt. An die Frauen ergeht der Appell, Frau zu sein und zu bleiben. Denn der besondere Genius der Frau sei angesichts der bedrohlichen Entwicklung moderner Gesellschaften vor allem um des ethischen Prinzips der liebenden Sorge um das Leben des Nächsten zu bewahren. An dieser Stelle, darauf ist verschiedentlich hingewiesen worden, denkt die katholische Kirche ausgesprochen neuzeitlich (vgl. *Goertz*, 235f.). Denn die weibliche Moral als Bollwerk gegen die anonymen und destruktiven Tendenzen der Moderne ist ein im 18. und 19. Jahrhundert weit verbreiteter Topos. Auf Strukturprobleme differenzierter Gesellschaften reagiert man mit einem Tugendschema. Auf diese Weise wird viel in geschlechtsspezifische Moralvorstellungen investiert, aber politisch wenig erreicht (vgl. *Kucklick*).

In einem Schreiben der Kongregation für die Glaubenslehre von 2004 wird der Vorbehalt gegenüber den Gender Studies so formuliert: „Die Verschleierung der Verschiedenheit oder Dualität der Geschlechter bringt gewaltige Auswirkungen auf verschiedenen Ebenen mit sich. Diese Anthropologie, die Perspektiven für eine Gleichberechtigung der Frau fördern und sie von

jedem biologischen Determinismus befreien wollte, inspiriert in Wirklichkeit Ideologien, die zum Beispiel die Infragestellung der Familie, zu der naturgemäß Eltern, also Vater und Mutter, gehören, die Gleichstellung der Homosexualität mit der Heterosexualität sowie ein neues Modell polymorpher Sexualität fördern.“ Man meint, so der Päpstliche Rat für die Familie im Jahr 2000, die Unterscheidung der Geschlechter werde „ausschließlich“ als „Produkt sozialer Faktoren, die in keinerlei Beziehung zur sexuellen Dimension der Person stünden“ begriffen. Dadurch werde „jede sexuelle Einstellung, und damit auch die Homosexualität“ gerechtfertigt. Hier liegt zunächst einmal ein sich hartnäckig haltendes Missverständnis vor, denn unter der Prämisse der Unterscheidung zwischen Sex und Gender wird die sexuelle Dimension eben nicht verschleiert oder negiert. In der Tat aber besteht ein Dissens in der Frage, ob die Tatsache der Geschlechterdifferenz als solche schon zu einer ethisch hinreichenden Beantwortung der Frage nach einem sittlich selbstbestimmten Leben führen kann. Dabei geht es um nichts weniger als unser Bild vom Menschen, der ja theologisch deshalb als Ebenbild Gottes zu denken ist, weil er fähig ist, sich in ein Verhältnis zu setzen zu der ihm eigenen dublettenhaften Lebensform, weil der Mensch also zur Selbstbestimmung bestimmt ist. Nicht nur Sex ist Gottes Schöpfung. Der zur Unterscheidung zwischen Sex und Gender befähigte Mensch ist es ebenfalls. ■

LITERATUR

- Ammicht-Quinn, Regina**, Geschlechterbeziehung, in: LThK3 Bd. 4 (1995), 569–571.
- Butler, Judith**, Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen, Frankfurt am Main 2011.
- Foitzik, Alexander**, Frauen, Männer und die Kirche, in: HerKorr 68 (2014) 271–273.
- Forster, Edgar**, Vom Begriff zur Repräsentation: Die Transformation der Kategorie gender, in: Casale, Rita/Rendtorff, Barbara (Hg.), Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung, Bielefeld 2008, 199–214.
- Goertz, Stephan**, Das nicht festgestellte Verhältnis. Theologische Erwägungen zur Ethik des Geschlechterverhältnisses, in: Hilpert, Konrad/Laux, Bernhard (Hg.), Leitbild am Ende? Der Streit um Ehe und Familie, Freiburg im Breisgau 2014, 227–243.
- Haker, Hille**, Körperlichkeit im Plural. Geschlechtertheorie und katholisch-theologische Ethik, in: HerKorr Spezial 2/2014, 20–24.
- Johow, Johannes/Voland, Eckart**, Geschlecht und Geschlechterrolle. Soziobiologische Aspekte, in: APuZ 20–21, 2012, 9–14.
- Kucklick, Christoph**, Das unmoralische Geschlecht. Zur Geburt der Negativen Andrologie, Frankfurt am Main 2008.
- Nagl-Docekal, Herta**, Feministische Philosophie. Ergebnisse, Probleme, Perspektiven, Frankfurt am Main 1999.
- Pasero, Ursula/Weinbach, Christine (Hg.)**, Frauen, Männer, Gender Trouble. Systemtheoretische Essays, Frankfurt am Main 2003.
- Rieger-Goertz, Stefanie**, Geschlechterbilder in der Katholischen Erwachsenenbildung, Bielefeld 2008.